

hier, ich bin der internationale Mitarbeiter und weiß, wie die Sache zu laufen hat – der wird scheitern. Man muss sich auf die Partner einstellen und zum Beispiel wissen, dass grundsätzlich das Senioritätsprinzip gilt. Das heißt, der Ältere bestimmt, wo es lang geht.

Welche Rolle spielt die Hilfe aus dem Ausland in der gegenwärtigen Situation?

Rund fünfzig Prozent der Hilfe kommt von UN-Institutionen, die auch schon lange im Land sind: WHO, UNDP, UNICEF und so weiter. Dann sind Malteser, Johanniter, Caritas International und viele andere im Land. Meistens teilt man sich nach Absprache die Regionen auf, diese Absprachen funktionieren im Allgemeinen. Für alle ist das große Problem die Infrastruktur. Wenn eine Straße zerstört ist, wenn Brücken eingebrochen sind, haben wir zu ganzen Landstrichen oft keinen Zugang. Wir setzen jetzt sogar Maulesel ein, um Soforthilfe leisten zu können. Aber es ist schon kompliziert, die Ausrüstung für eine Basisgesundheitsstation mit Mauleseln vor Ort zu

bringen. Einige unserer Lager, die wir hatten, sind mitsamt ihrem Inhalt weggeschwemmt. Nach meiner Einschätzung tut das pakistanische Militär, was es kann, um die Hilfstransporte zu ermöglichen. Das Verteilungsproblem ist gigantisch, die Entfernungen sind riesig, die Infrastruktur war auch schon vor der Katastrophe teilweise miserabel. Stromunterbrüche sind zum Beispiel ein Dauerproblem. In Islamabad haben wir es da noch ganz gut, der Strom fällt vielleicht eine Stunde am Tag aus, aber in Rawalpindi – nur wenige Kilometer weiter – kann der Strom auch 12 Stunden am Tag ausfallen. Das Erdgas aus Balutschistan wird dagegen exportiert, damit harte Devisen hereinkommen.

Das Spendenaufkommen in Deutschland ist im Vergleich z.B. zum Erdbeben in Haiti eher verhalten. Liegt das am pauschalen Korruptionsverdacht?

Wir haben beim DRK gerade erst die erste Million an freien Spenden voll. Ja, ich werde hier in Deutschland bei meinen Medienterminen ständig gefragt,

wie das mit der Korruption ist. Ich kann nur sagen, dass das DRK und die anderen großen Hilfswerke da einen funktionierenden Apparat haben, um Korruption zu verhindern. Wir sind zu einer genauen Buchhaltung verpflichtet, das DRK macht mich gemäß meinem Vertrag sogar persönlich für die finanzielle Transparenz haftbar. Aufträge, die über 10 000 Euro gehen, werden in Berlin geprüft und unterschrieben, nicht vor Ort, weder in unsern Büros in Karachi oder Peshawar, noch im nationalen Büro bei uns in Islamabad. Wir sind zu *Competitive Bid Analysis* (CBA) verpflichtet, das heißt, wir brauchen immer mindestens fünf Angebote für einen Auftrag, von dem wir ein Angebot auswählen. Wir haben also immer ein *tendering*-Verfahren und eine sehr penible Finanzbuchhaltung, die alle Posten überprüft. Nachher schicken wir dann alle Rechnungen nach Berlin, wo sie noch einmal überprüft werden. Insofern kann ich für das DRK Korruption ausschließen. Auch unsere Hilfe für den pakistanischen Roten Halbmond wird im Einzelnen abgerechnet.

Kampf gegen die Zeit

In Pakistans Flutregionen droht eine Nahrungsmittelkrise – ein Lagebericht gegen Ende der großen Flut aus Nowshera

Britta Petersen

Die *Grand Trunk Road* Richtung Peshawar, eine der ältesten und berühmtesten Handelsverbindungen Asiens, gleicht einem Kriegsgebiet. Wo einst Wohnblöcke standen, sind nur noch Trümmer. Vor den afghanischen Flüchtlingslagern trocknen Menschen ihre Teppiche – es ist alles, was ihnen geblieben ist. Die armseligen Hütten sind zusammengefallen wie Kartenhäuser. „Das Wasser stand hier drei Meter hoch“, sagt Pastor John Alam. „Wir konnten unsere Sofas wegschwimmen sehen.“

Der Pastor einer kleinen christlichen Gemeinde in der Stadt Nowshera balanciert über Ziegelsteine, die er in den Schlamm gelegt hat, um nicht im Dreck zu versinken. „Das hier war unsere Kirche“, sagt er. An der Kirchentür hängt ein

Zettel mit den Gottesdienstzeiten. Im Inneren des Gebäudes liegen Möbelstücke verstreut in einer dichten grauen Schlamm-Masse. „Die meisten Brüder und Schwestern sind zu Verwandten nach Peshawar und Rawalpindi geflohen“, sagt Alam. „Aber irgendjemand

muss ja hier bleiben und warten, dass Hilfe kommt.“

Der Distrikt Nowshera in der unruhigen Provinz Khyber Pakhtunkhwa an der Grenze zu Afghanistan gehörte zu den ersten Regionen, die Ende Juli

von Pakistans Jahrhundertflut heimgesucht wurden. Und er zählt zu den am schwersten Betroffenen. Anders als im südlichen Punjab und in der Provinz Sindh ist das Wasser in Nowshera bereits abgelaufen – obwohl hier und da noch Felder überflutet sind – und das ganze Ausmaß der Katastrophe wird sichtbar.

Humanitäres Desaster

Mufidanaz ist eine hübsche Frau von Ende Zwanzig. Sie steht in einer Traube aus Frauen und Kindern hinter einem geblühten Vorhang, der die Jungenschule des Dorfes Tarkha in Nowshera in zwei Abschnitte unterteilt. Fliegen umschwärmen die schwitzenden Menschen. Vorn in den Büroräumen versuchen Männer, Lehrer und Mitarbeiter von kleinen Hilfsorganisationen irgendwie Ordnung in das Chaos zu bringen.

Hinten in den Klassenzimmern haben sich Frauen und Kinder aus 127 Familien mehr schlecht als recht eingerichtet. Es gibt keine Matratzen, keine Decken, viel zu wenige Badezimmer, es stinkt. Auch in Zeiten höchster Not gilt hier die *pardah*, die es Frauen nicht erlaubt, in der Öffentlichkeit gesehen zu werden. Die Männer wohnen entweder in Gastfamilien oder in *hujras*, den traditionellen paschtunischen Gasthäusern, die jedem Reisenden offen stehen, jetzt sind sie völlig überfüllt. Wer Pech hat, muss auf dem nahen Friedhof übernachten.

„Meine Tochter ist gestorben, acht Tage nachdem die Flut kam“ sagt Mufidanaz. Sie weint nicht, sie klagt nicht. Sie stellt es fest, als wäre sie weit weg – unter Schock. Das Mädchen hatte Durchfall und konnte vor Ort nicht behandelt werden. Als Mufidanaz mit der Eineinhalbjährigen im Krankenhaus in der Provinzhauptstadt Peshawar eintraf, war es bereits zu spät. Der Vater des Kindes ist Soldat und derzeit in Siachen stationiert – an der Grenze zu Indien und China. Er weiß noch gar nicht, dass er Haus und Hof verloren hat und dazu noch eines von fünf Kindern. „Wir haben keine Telefonverbindung zu ihm“, sagt seine Frau.

Nach offiziellen Angaben heißt es, die Flut, die in den vergangenen zwei Wochen ein Fünftel der Fläche Pakistans unter Wasser gesetzt hat, habe rund 1 500 Todesopfer gefordert. Doch diese Zahl erscheint zweifelhaft. „Allein hier im Bezirk Akbarpura werden noch 35 Prozent der Bewohner vermisst“, sagt Idrees Kamal von der Organisation *Citizens Rights and Sustainable Development* (CRSD). Die Menschenrechtsorganisation ist eine von mehreren Nicht-Regierungsorganisationen, die sich unter dem Dach des *Noor Education Trust* aus Peshawar – der Hauptstadt der Provinz Khyber Pakhtunkhwa – zusammenschließen, um zu helfen.

Sie betreuen rund 2 000 Menschen aus sieben Dörfern, die alles verloren haben. Ein Junge aus dem Dorf Jabadawozai berichtet, er habe versucht, seine Mutter festzuhalten, als die Flutwelle kam – aber das Wasser war stärker. „Wir verteilen jeden Tag gekochte Mahlzeiten“, sagt Idrees Kamal. Außerdem „Hygiene-Sets“ mit etwas Seife, Handtüchern, Zahnpasta. Auch medizinische Hilfe versuchen sie zu organisieren, aber es gibt viel zu wenige Ärzte für all die Menschen, die an Durchfall und Hautkrankheiten leiden. Eine Frau habe aus Unwissenheit eine Tinktur gegen Hautausschlag getrunken und sei daran gestorben.

„Wir müssen jeden Tag aufs Neue Geld organisieren, um über die Runden zu kommen“, sagt Idrees Kamal. Etwa 25 000 Rupien (250 Euro) braucht er täglich, um Reis und Linsen zu kaufen. Für Gemüse und Fleisch reicht es selten. „Die Preise für Gemüse sind exorbitant angestiegen“, sagt Ruhi Khan, eine Anwältin, die für den *Noor Education Trust* in Nowshera hilft. „Vor zwei Wochen kostete das Kilo Tomaten noch 60 Rupien, jetzt sind es 120“, so Khan. Flüchtlinge berichten, dass selbst in Zeiten höchster Not noch Geschäftemacher unterwegs sind, die ihnen ihren Schmuck nur für einen Bruchteil des Wertes abkaufen – die hilflosen Menschen haben kaum eine andere Möglichkeit, an Geld zu kommen.

Ausfall der Ernte

Derweil sind sich die Helfer einig, dass den Flüchtlingen das Schlimmste noch bevorsteht. Erst wer an die Ränder der Dörfer fährt, sieht das ganze Ausmaß der Katastrophe. Wo früher fruchtbare Felder Mais und Weizen trugen, haben Schlamm-Massen einen tödlichen Teppich ausgebreitet, unter dem nichts mehr wächst. An einigen Obstbäumen hängen noch reife Birnen, die auf die Ernte warten. Doch die Felder sind nicht mehr zugänglich, weil Menschen und Fahrzeuge sofort im dichten Schlamm versinken würden.

Vor allem jene Armen hat die Flut getroffen, die ihre Häuser nahe am Fluss hatten. Ihre bescheidenen Unterkünfte aus Lehm wurden von der Wucht des Wassers wie Kartenhäuser eingedrückt. In den Schlammbergen weisen oft nur ein Türrahmen, das zerknickte Gestell eines Charpoi – eines traditionellen Betts – oder ein Kupferkessel darauf hin, dass hier einst Menschen wohnten. „Ich schlief, als um drei Uhr nachts die Flut kam“, berichtet die Witwe Asia Farman. „Nachbarn sagten uns Bescheid und ich hatte noch nicht einmal Zeit, meine Sachen zu packen. Ich habe meine fünf Kinder geweckt und wir sind weggelaufen. Uns ist nichts geblieben, unser einziger Büffel ist an einer Infektion gestorben.“

„Es wird etwa einen Monat dauern, bis hier alles getrocknet ist“, sagt Idrees Kamal. „Und dann fangen die Probleme erst an.“ Der komplette Ausfall der Ernte in diesem Jahr wird die Region auf längere Zeit von Lebensmittelspenden abhängig machen. Und es ist unklar, wann auf den schlammbedeckten Feldern wieder etwas wächst. „Wir werden hier eine Nahrungsmittelkrise bekommen“, sagt Kamal. Da gehört es noch zu den einfacheren Aufgaben, die zerstörten Häuser wieder aufzubauen. „Es kostet etwa 50 000 Rupien [etwa 500 Euro], ein Lehmhaus wieder aufzubauen“, sagt Ehsanullah, Lehrer an der Jungenschule von Takhar.

Über Politik will deshalb niemand reden. Pakistans Zeitungen sind zwar voll von negativen Artikeln über die Regierung in Islamabad, die sich bisher als unfähig zu helfen erwiesen hat. Ebenso über Präsident Zardari, der seine Europareise ungerührt fortsetzte, als sein Land im Wasser unterging. Aber hier in Nowshera halten sich die Helfer zurück. „Wir wissen nicht, was die Regierung tut“, sagt Idrees Kamal. Der Kommissar von Peshawar, ein hochrangiger Verwaltungsbeamter, sei vor drei Tagen mit einem Tross von Medien aufgetaucht, habe Hilfe zugesagt und sei wieder verschwunden.

Noch nicht einmal die Notunterkunft in der Schule wurde auf Weisung der lokalen Regierung zur Verfügung gestellt. „Das habe ich selbst angeordnet“, sagt der Direktor Husnul Mahab. Wo die Flüchtlinge hin sollen, wenn Ende August nach den Sommerferien die Schule wieder beginnt, weiß niemand. „Man muss sehen, dass auch die Verwaltung von der Flut betroffen ist“, sagt Kamal hilflos. „So eine Flut haben wir seit 70 Jahren nicht erlebt.“

Militär, Macht, Politik

Doch es stellen sich – wie immer in Pakistan – viele Fragen. Journalisten in Islamabad berichten von Druck aus Kreisen der Armee und des Geheimdienstes ISI, möglichst kritisch über die Rolle der Regierung zu berichten. Je schwächer die zivile Regierung, umso besser kann sich das Militär als einzig funktionsfähige Institution präsentieren. Liberale Kreise verweisen daher zu Recht darauf, dass Pakistan erst seit dem erzwungenen Rücktritt des Militärherrschers Pervez Musharraf 2008 wieder eine Demokratie ist und es Zeit braucht, demokratische Institutionen aufzubauen.

Zeit, die fehlen könnte. Denn das Grenzgebiet zu Afghanistan war auch vor der Flut schon ein Krisengebiet. Die pakistanische Armee liefert sich in Teilen der Provinz Khyber Pakhtunkhwa einen verlustreichen Krieg mit den aufständischen Taliban. Es fehlt an Schu-

len und medizinischer Versorgung. Vor allem die afghanischen Flüchtlingslager und die umliegenden Religionsschulen, die „Madrasas“, bieten Raum für Propaganda. „Wir nennen einige der Madrasas Talibanfabriken“, scherzt Rukhsanda Naz aus dem Vorstand des *Noor Education Trust*. Die Eltern schickten ihre Kinder hin und bekämen Extremisten zurück.

Selbst die Flut machen sich die Taliban als Mittel der Propaganda zunutze. Die Wohltätigkeitsorganisation *Jamaat ud-Dawa*, ein legaler Arm der verbotenen „*Lashkar-e-Tayyba*“, die für den Anschlag auf das „Taj Mahal“-Hotel in Mumbai im Jahr 2008 verantwortlich sein soll, gehörte zu den ersten und professionellsten, die den Flutopfern Hilfe leisteten. „Das war schon immer so, die Islamisten sind sofort zur Stelle“, sagt Altaf Ullah Khan, Professor für Massenkommunikation an der Universität von Peshawar. „So gewinnt man die Herzen der Menschen.“

Neben dem Zuckerbrot Nahrungsmittel und Zelte schwingen die Taliban auch die Peitsche. Sie reden den Menschen ein, die Flut sei eine Strafe Gottes, weil sie nicht nach den Regeln des Islam lebten, und sie warnen davor, Hilfe von den verhassten Amerikanern anzunehmen. Noch nicht einmal die Waffen schweigen. Am Dienstag griffen Taliban einen Polizeiposten in der Nähe von Peshawar an, zwei Mitglieder einer Anti-Taliban-Miliz kamen ums Leben.

Ineffizienz und Korruption

Auch zeigen sich derzeit die Schwächen eines feudalistischen Verwaltungssystems, in dem seit jeher alles auf Klientelverhältnissen beruht. Das größte Problem wird für viele Flüchtlinge sein, ihr Land zurückzubekommen, wenn das größte Chaos beseitigt ist. Da es keine Besitzurkunden oder Register gibt, sind die Eigentümer darauf angewiesen, den lokalen Patwari, einen traditionellen Unterbeamten, davon zu überzeugen, dass ihr Land wirklich ihnen gehört. Und dafür braucht

man Geld. „Um die Korruption zu reduzieren, wurden jetzt Lehrer beauftragt, die Aufgabe des Patwari zu übernehmen“, berichtet Idrees Kamal.

Doch eine Notsituation ist kaum die geeignete Zeit für eine Verwaltungsreform. „Wir zahlen einen sehr hohen Preis für die schlechte Regierungsführung“, sagt der Entwicklungsexperte Tasneem Siddiqui aus Karachi. „Die größten Probleme sind Inkompetenz, Ineffizienz, Korruption und fehlende Entscheidungsfindung.“ Übel, die sich nicht von heute auf morgen beheben lassen. Ebenso wenig wie der chronische Geldmangel der Regierung, der vor allem darauf beruht, dass nur etwas mehr als ein Prozent der Pakistaner überhaupt Steuern zahlt.

Der von der Weltbank jetzt zugesagte Kredit über 900 Millionen Dollar für die Flutopfer wird daher an Auflagen geknüpft sein; ebenso das Geld, das der Internationale Währungsfonds (IWF) bereits zuvor zur Bewältigung der Wirtschaftskrise bereitgestellt hatte. Oppositionsführer Nawaz Sharif hat angeregt, eine „Nationale Flutkommission“ einzuberufen, in der „respektable Persönlichkeiten“ sicherstellen sollen, dass die Hilfsgelder ordnungsgemäß verwendet werden – und um die Geberländer zu beruhigen.

Eine Maßnahme, von der sich Pastor John Alam und seine Gemeinde wenig versprechen. Wer im islamischen Staat Pakistan kein Moslem ist, hat schlechte Karten. Viele Christen sind konvertierte „Unberührbare“. Sie dürfen daher nicht einmal in den normalen Flüchtlingslagern wohnen – trotz Islam ist auch das Kastensystem in Pakistan noch lebendig. Alam hat eine Zeltplane am Straßenrand aufgespannt, unter der er und eine Hand voll Gemeindemitglieder ausharren. „Wir warten darauf, dass eine christliche Hilfsorganisation vorbeikommt“, sagt er.

Zur Autorin

Britta Petersen leitet das Regionalbüro der Heinrich-Böll-Stiftung in Lahore (Pakistan).